

Wer unterscheidet den Täter von der Tat?

Die Verwechslung von Motiv und Motivdarstellungen bei Massenmord: Zu Versuchen, das radikal Böse zu erklären

Wie wurden aus ganz normalen Menschen Massenmörder? Wie konnten sich Polizisten, die Freunde und Helfer, an Massenerschießungen von Juden beteiligen? Wie konnten ganz normale Familienväter Juden in den Vernichtungslagern in Belzec, Sobibor oder Treblinka vergasen und dann ohne Gewissensbisse zu ihren Familien zurückkehren?

In der Holocaust-Forschung wird in der Regel ein Potpourri von Erklärungen für das Verhalten der am Holocaust beteiligten Ordnungspolizisten, Wehrmachtssoldaten und SS-Männer angeboten: Brutalisierung in Kriegszeiten, ausgeprägter Rassismus, ein arbeitsteiliges Vorgehen, verbunden mit wachsender Routine bei den Tötungen, ein gerade in der Führungsschicht dominierender Karrierismus, blinder Gehorsam und Autoritätsgläubigkeit sowie eine „ideologische“ Indoktrinierung und Anpassung.

Das aktuellste Angebot ist der Film von Stefan Ruzowitzky über „Das radikal Böse“. Dabei werden vorrangig zwei Erklärungen – Christopher Brownings Studie über das im Distrikt Lublin eingesetzte Hamburger Reserve-Polizeibataillon 101 und Patrick Desbois' Buch über die Ermordung der ukrainischen Juden während des Zweiten Weltkrieges – genutzt, um die möglichen Motive für das Verhalten der „ganz normalen Männer“ während des Holocaust einem breiten Publikum nahezubringen. Aber wie kann man den Motiven der Täter auf die Spur kommen?

Sicherlich, man kann die Person befragen. Aber Motive, die Personen auf Nachfrage äußern, sagen wenig darüber aus, was die Personen wirklich antreibt, viel jedoch darüber, in welche Motivdarstellungszwänge Personen durch eine Kommunikationssituation geraten. Die Motivdarstellung, so der Soziologe C. Wright Mills, variiert dabei je nachdem, in welcher Situation sich eine Person für ihr Handeln rechtfertigen muss („Situational Actions and Vocabularies of Motive“, *American Sociological Review*, Vol. 13, 1940).

Dabei findet die überwiegende Zahl der Handlungen statt, ohne dass die Handelnden gezwungen sind, anderen über ihre Motive Auskunft zu geben. Für die Wahl eines Weges zur Arbeit, die Durchführung einer Routinehandlung in einer Organisation oder die Aufnahme von Nahrung muss eine Person in der Regel keine Motive angeben.

Motive müssen erst dann dargestellt werden, wenn ein Gegenüber die eigenen

Handlungen nicht ohne weiteres akzeptiert, zum Beispiel weil widersprechende Erwartungen herrschen, unterschiedliche Alternativen zur Verfügung stehen oder unerwartete Verhaltensweisen beobachtet werden. Man erklärt dann, weswegen man einen Umweg zur Arbeit genommen hat, eine Routinehandlung in der Organisation ausgelassen hat oder auf die Aufnahme von Essen verzichtet hat. Von einem „hinreichenden Motiv“ kann, so das Argument von Mills, immer dann gesprochen werden, wenn diejenigen zufriedengestellt werden, die eine vergangene oder zukünftige Handlung in Frage gestellt haben.

Diese hinreichenden Motive variieren jedoch, je nachdem, wer zu welchem Zeitpunkt welche Nachfragen gestellt hat. Unter den Bedingungen der Anklage durch die Staatsanwaltschaft nach dem Zweiten Weltkrieg war es naheliegend, dass die Angehörigen der Polizeibataillone oder die Wehrmachtssoldaten nicht ihre sadistische Freude am Töten zu erkennen gaben, sondern auf den Zwangscharakter ihrer Situation verwiesen. Aber ohne direkten Verfolgungsdruck – zum Beispiel im Gespräch untereinander – konnten ganz andere Motive geäußert werden. Beim Abhören ihrer Gespräche im Gefangenenlager kann dann festgestellt werden, dass sie sich nicht vorrangig als fanatische Nationalsozialisten zu erkennen geben, sondern eher auf den kameradschaftlichen Zusammenhalt verweisen.

In der wissenschaftlichen Forschung über den Holocaust wird die Differenz zwischen Motiven und Motivdarstellungen unter dem Stichwort „Quellenkritik“ reflektiert. Aber auch in der massenmedialen Auseinandersetzung mit dem Auschwitz-Prozess in Frankfurt a. M. und dem Eichmann-Prozess in Jerusalem, die vor fünfzig Jahren stattgefunden haben, stehen die wechselnden Motivdarstellungen im Mittelpunkt.

In den Dokumentationen zum Eichmann-Prozess wird deutlich, wie Adolf Eichmann, Leiter des Referats IVb4 im Reichssicherheitshauptamt, sich vor dem Gericht in Jerusalem als loyaler Beamter präsentierte. Er habe lediglich von oben kommende Befehle ausgeführt. Im Gegensatz zu den Äußerungen vor dem israelischen Gericht hatte Eichmann jedoch in den Gesprächen in seinem argentinischen Exil mit einem ehemaligen niederländischen Angehörigen der Waffen-SS, Willeim Sassen, ganz andere Motive angegeben. In diesen Gesprächen präsentierte Eichmann sich nicht als bloßer Befehls-

empfänger, sondern als engagierter Verfechter der Tötung von Juden, dem es leider nur an Durchsetzungsvermögen gefehlt habe, die Vernichtung aller europäischen Juden zu Ende zu bringen.

In Stefan Ruzowitzkys Film über das „radikal Böse“ wird mit dieser für die Motivdarstellung sensibilisierten Tradition von Holocaust-Dokumentationen grundlegend gebrochen. Der Film wartet mit einigen gelungenen Elementen auf, etwa mit abstrakt-szenischen Darstellungen sozialpsychologischer Experimente und nachgedrehten Alltagsszenen von Wehrmachtssoldaten und Polizeibataillionsangehörigen beim Einsatz in Polen und der Ukraine. Vor diesem Hintergrund sprechen Schauspieler schriftlich festgehaltene Aussagen von Wehrmachtssoldaten, Ordnungspolizisten und SS-Männern nach. Der Anspruch ist dabei, dass sich die „Täter in einer gänzlich neuen Form mit authentischen Gedanken und Statements von schonungsloser Offenheit“ melden.

Ohne dass es dem Zuschauer deutlich gemacht wird, werden dadurch Aussagen aus Situationen mit ganz unterschiedlichen Anforderungen an die Motivdarstellung zusammengemischt. Aber die Anforderungen an die Motivdarstellung sind grundlegend andere, je nachdem, ob ein Soldat einen Feldpostbrief an seine Ehefrau und seine Kinder schreibt, ob ein Kompanieführer einen Befehl an seine Untergebenen begründet, ob Heinrich Himmler in seiner berüchtigten Posener Rede vor SS-Gruppenführern den „höheren Zweck“ der Tötung der Juden hervorhebt oder ob Ordnungspolizisten in der Nachkriegszeit vor Gericht ihre Taten in einer Form zu begründen suchen, die ihnen die Gefängnisstrafe erspart. Dadurch, dass jeder Bezug auf Urheber, Kontext und Zeitpunkt einer Aussage gelöscht wird, entsteht eine wilde Mischung möglicher Motive, aus denen sich jeder eines herausuchen kann.

Aber wenn die „wirklichen Motive“ der Täter wegen der Situationsgebundenheit jeder Motivdarstellung letztlich unergründlich sind – was kann man dann überhaupt noch zu den Gründen der „ganz normalen Männer“ sagen, die am Holocaust beteiligt waren? Sie waren in Organisationen eingebunden. Auch Organisationen können nicht wissen, was letztlich die Motive ihrer Mitglieder sind, aber sie unterstellen ihren Mitgliedern permanent Motive, und genau diese Unterstellungen lassen sich rekonstruieren. Denn aufbauend auf diesen Motivzuschreibungen bilden Organisationen Mechanismen aus, mit denen sie Personen an die Organisation zu binden hoffen. Sie erhöhen Gehälter, ermöglichen Nebeneinkünfte, wechseln zu attraktiveren Zwecken, för-

Selbst als es im Zuge des Krieges aufgrund der hohen Verluste in den besetzten Gebieten zu einer „Heterogenisierung“ des Personals kam, konnte das Vernichtungsprogramm uneingeschränkt fortgeführt werden. Am Ende des Krieges konnte man sich nicht mehr darauf verlassen, dass die Soldaten und Polizisten aufgrund der Identifikation mit dem NS-Staat oder aufgrund der Loyalität mit den Kameraden schossen. Dann wurde durch die Verhängung von drakonischen Strafen sichergestellt, dass Personen mit ganz unterschiedlichen Motiven in der Organisation verblieben. Aus einer soziologischen Perspektive liegt das Beunruhigende am Holocaust also gerade darin, dass es bei organisierten Gewaltanwendungen zweitrangig ist, aus welchen Motiven sich Personen daran beteiligen. STEFAN KÜHL



Adolf Eichmann Foto Katalog der Ausstellung „Der Prozess – Adolf Eichmann vor Gericht“ im NS-Dokumentationszentrum Köln

dern die Kollegialität oder setzen sich für Gesetze ein, die Personen zwangsweise zur Mitgliedschaft in der Organisation verpflichten.

Die NS-Führung musste sich zur Durchführung des Holocaust also nicht allein auf einen Haufen eliminatorischer Antisemiten stützen oder sich auf den Druck von Kameraden verlassen. Es war ihr vielmehr möglich, die Massenerschießungen, Deportationen und Vergasungen durch Personen mit ganz unterschiedlichen Motiven durchführen zu lassen. Manche Organisationsmitglieder mögen vorrangig wegen ihrer Identifikation mit der nationalsozialistischen Sache, manche aus sadistischer Freude, manche wegen Möglichkeiten zur Bereicherung und manche wegen der Loyalität mit ihren Kameraden geschossen haben – aber letztlich war das für die NS-Führung zweitrangig, weil die Motivlage der Einzelnen durch die Organisation neutralisiert wurde.